

István Gombocz (Vermillion)

**„Eine knorrige Eiche mit [...] gebogenen Ästen“:
Zukunftsängste in Adolf Meschendorfers
siebenbürgischem Roman „Die Stadt im Osten.“**

Adolf Meschendorfer gilt als der produktivste und vielseitigste Prosa- und Dramenautor der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Der prominente siebenbürgische Germanist und Historiker Karl Kurt Klein schrieb Meschendorfer „das größte Verdienst um das schöngeistige Gegenwartsschrifttum der Siebenbürger Sachsen“ zu (1926: 14), und Georg Scherg würdigt seine „bahnbrechenden“ Leistungen auf den Gebieten der Dichtung, Pädagogik und Kulturpolitik (1979: 291). Hans Bergel nennt ihn „den ersten bedeutenden Dichter der Siebenbürger Deutschen in der modernen Zeit“ (1983: 66) und preist ihn für seine „sprachliche Juwelierarbeit“ (1983: 62), während Stefan Sienerth der Ansicht ist, dass Meschendorfer auf allen Gebieten des literarischen Schaffens neue Maßstäbe setzte (1994: 207). Bekannt und beachtet wird Meschendorfer auch heute noch als Herausgeber der in Siebenbürgen beheimateten, aber auch überregional anerkannten literarischen Zeitschrift „Die Karpathen“ (1907-14), als langjähriger Direktor des altehrwürdigen Honterus-Gymnasiums zu Kronstadt, als Verfasser zahlreicher Bühnenstücke mit historischem Inhalt und nicht zuletzt als Autor dreier Romane mit Siebenbürgen als Schauplatz.

Im gesamten Laufe seiner langen Karriere vertrat Meschendorfer die Ansicht, dass die Existenz kleiner und schrumpfender deutscher Minderheiten in Mitteleuropa nur durch anhaltend starke, ja außerordentliche kulturelle Leistungen zu sichern sei. Für die traditionsbewussten sächsischen Dichter bedeutete dies, dass sie nebst den Standardwerken der klassischen deutschen Literatur auch den zeitgenössischen westeuropäischen Strömungen wie der Moderne erhöhte Aufmerksamkeit widmen sollten, ohne epigonale Dichtungen zu produzieren. Durch regelmäßige Veröffentlichung einzelner Werke von Lyrikern wie Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Gustav Falke, Dezső Kosztolányi sowie von Gelehrten wie Adolf Harnack, Georg Kerschensteiner und Nicolae Iorga in den oberwähnten „Karpathen“ leistete Meschendorfer einen wichtigen Beitrag zur Aufrechterhaltung und Stärkung der Kontakte zu den Völkern Transsilvaniens und zum Ausland. Ein regelmäßiger Briefwechsel mit Künstlern vom Format eines Paul Heyse, gar Hermann Hesse bezeugt die internationale Anerkennung, die Meschendorfer für seine vielseitige Tätigkeit zuteil wurde.

Das Rückgrat von Meschendorfers erzählerischem Schaffen bilden seine drei Romane jeweils mit siebenbürgischem Schauplatz. Der Briefroman „Lenore“ aus dem Jahre 1908 erzählt die Begegnung eines wohlhabenden Weltreisenden mit der selbstbewussten und bildungseifrigen achtzehnjährigen Lenore in Kronstadt. Berichtet wird im Rahmen der unglücklich ausgegangenen Liebesgeschichte über die prinzipientreuen und traditionsbewussten Einwohner Kronstadts. Der im Jahre 1935 erschienene Heimatroman „Der Büffelbrunnen“ bietet ebenfalls ein kritisches und stellenweise unterhaltendes Porträt mit einer nicht leicht zu überblickenden Handlungsführung über die Kronstädter Bürgerschaft mit ihren rivalisierenden Gruppierungen und Fraktionen. Im Mittelpunkt steht ein übereifriger junger Deutschlehrer mit obskuren Führungsambitionen in der sächsischen Enklave. Eine literaturkritische Untersuchung des „Büffelbrunnens“ erfordert ein eigenständiges Kapitel der Meschendorfer-Forschung, und dieses Kapitel ist von Alexander Ritter bereits im Jahre 2004 unter Berücksichtigung nationalsozialistischen Einflusses bearbeitet worden (Ritter: 2004).

„Die Stadt im Osten“ erregte eine Aufmerksamkeit über die Grenzen Siebenbürgens hinaus wie kein anderes Werk Adolf Meschendorfers, und nach der Erstauflage bei Krafft und Drotleff in Kronstadt im Jahre 1931 (als erster Band der „Deutschen Buchgilde in Rumänien“) erlebte der Roman beim Münchner Verlag Langen und Müller zwischen 1933 und 1942 insgesamt acht Auflagen mit insgesamt 40.000 Exemplaren. Bereits im Jahre 1933 erschien eine ungarische und im Jahre 1982 eine rumänische Übertragung, und schließlich folgte eine Ausgabe in der deutschen Originalfassung im Jahre 1984 bei Kriterion in Bukarest. Der Roman bildet keine *terra incognita* in der Forschung zur siebenbürgischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. In seinem Nachwort zur Bukarester Ausgabe aus dem Jahre 1984 bietet Peter Motzan einen biographischen und entstehungsgeschichtlichen Überblick nebst einem Ausblick auf die Rezeption des Romans in Siebenbürgen und in Deutschland. Während Wolfgang Knopp eine Zusammenfassung von Meschendorfers vielseitigem und vielschichtigem Schaffen liefert und dabei „Die Stadt im Osten“ als den „künstlerisch gelungensten Roman“ (1993: 200) des Verfassers würdigt, betont Claire de Oliveira die Anregungen, die Meschendorfer aus der Lektüre klassischer Dichter wie Ovid und expressionistischer Lyriker wie Georg Trakl zog (2011: 480). Mit Ausnahme von Edith Konradt, die aufgrund einer vergleichenden Studie der Charaktere den Kernpunkt des Romans im herkömmlichen Misstrauen zwischen Bürgern und Künstlern bestimmt (1987: 244), sind sich alle Kritiker (Balogh 2008: 127 f. und 2009: 259, Bergel 1983: 67, Motzan 1984: 324 f., Knopp 1993: 200, „Der Zeit widerstanden“, 1985) darüber einig, dass Meschendorfer in diesem Werk seine Besorgnis über die Zukunft seiner Ethnie zum literarischen Ausdruck bringt. Als Hauptgrund für Meschendorfers Pessimismus führen die obengenannten Kritiker die schwachen

Geburtenraten unter den Sachsen an. Der vorliegende Aufsatz versucht, das Spektrum der Gründe zu erweitern und die folgenden Fragen zu beantworten: Was ist der historische Hintergrund des Romans? Warum sind Meschendorfser bzw. sein Protagonist Fritz Kraus um die Zukunft der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinde besorgt? Welche sind die historischen, sozialen und politischen Entwicklungen und Faktoren, die dem Ich-Erzähler Kraus im Zusammenhang mit seiner Ethnie Sorgen bereiten? Durch welche äußeren Umstände wird das Fortleben der siebenbürgisch-sächsischen Kultur gefährdet? Gibt es Indizien einer nationalsozialistischen Beeinflussung in Meschendorfers Roman?

In der Phase nach dem Ersten Weltkrieg befand sich die sächsische Minderheit in keiner aussichtsreichen Lage. Nach schweren Kriegsverlusten und nach Auflösung der Donaumonarchie stimmten die Sachsen zusammen mit den Banater Schwaben im Jahre 1919 für den Anschluss an das Rumänische Altreich. Zu den notorisch niedrigen Geburtenraten kam eine Reihe von wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen seitens der rumänischen Regierung, die sich ungünstig auf die im Land lebenden Minderheiten, darunter die Ungarn und Deutschen, auswirkten. Als besonders folgenschwer erwies sich die in den zwanziger Jahren initiierte Bodenreform (Fischer-Galați 1970: 33 f.), da sie unter anderem die Liegenschaften der Lutherischen Landeskirche reduzierte, was wiederum die Aufrechterhaltung der deutschsprachigen Schulen erschwerte. Für weiteren Unmut sorgte die bevorzugte Anstellung von rumänischen Beamten in der Verwaltung in den ehemals autonomen sächsischen Städten. Konnte der im Laufe der Jahrhunderte erarbeitete und auch durch Privilegien gewährleistete Lebensstandard der Sachsen nach wie vor jeden Vergleich mit dem Lebensniveau der rumänischen und ungarischen Bevölkerung bestehen, so musste er während der Weltwirtschaftskrise natürlich empfindliche Rückschläge hinnehmen (Renz Mattair 2012: 60). Die Folgen dieser Entwicklungen innerhalb und außerhalb Rumäniens waren eine weit verbreitete Verunsicherung, sogar eine Art resignierte Endzeitstimmung im sächsischen Mittelstand (Sienerth 1993: 57).

Erhielt „Die Stadt im Osten“ ihren unmittelbaren Anstoß durch diese Konstellation der Zwischenkriegszeit, so erfasst sie dennoch ein viel breiteres Spektrum und greift auf die letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts zurück, als die Sachsen (als Folge eines Abkommens zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867) ihre territoriale und politische Autonomie einbüßten. Meschendorf versetzte die Handlung wohl in die Vergangenheit, um sich die Ärgernisse eines Zeit- bzw. Schlüsselromans innerhalb einer Gemeinschaft von nicht mehr als 230.000 Mitgliedern zu ersparen. Ungeachtet des zeitlichen Abstands von etwa vier Jahrzehnten handelt es sich beim späten neunzehnten Jahrhundert und bei den 1920er-Jahren um zwei Epochen, in denen die Sachsen unter ähnlich schwerem politischen Druck standen. In der Zeitphase zwischen 1867 und 1890 leitete

der von den Türken und anschließend den Habsburgern etwa vier Jahrhunderte lang unterdrückte ungarische Staat eine aggressive Kampagne der forcierten Magyarisierung ein. Durch eine Reihe von Maßnahmen (durchgeführt in erster Linie vom Parlamentsabgeordneten und späteren Bildungsminister Albert Apponyi) unternahm die ungarische Kulturpolitik groß angelegte Anstrengungen zur Durchsetzung des Ungarischen als Amtssprache im Vielvölkerstaat. In der sächsischen Gemeinschaft wurde die einseitige Förderung des Ungarischen als Einmischung und Bevormundung ausgelegt. Durch diese Assimilierungspolitik konnte die ungarische Bevölkerung bis zur Jahrhundertwende zeitweilig eine knappe absolute Mehrheit unter den Völkern des Landes erlangen, erzeugte jedoch andererseits ein hohes Maß an Unmut bei den Nachbarvölkern innerhalb und auch außerhalb Siebenbürgens und verlor auch an Sympathien in der westeuropäischen öffentlichen Meinung. Die heftige und ablehnende sächsische Reaktion auf die Magyarisierung mag aus heutiger Sicht etwas überzogen erscheinen (Renz Mattair 2012: 46), man muss aber dabei bedenken, dass die Sachsen seit ihrer Ansiedlung im Mittelalter an der Südostgrenze Ungarns fortwährenden Attacken ausgesetzt waren und daher jeden Assimilierungsversuch als Gefährdung ihrer Identität wahrnahmen. Dennoch war die siebenbürgisch-deutsche Enklave nicht imstande, der Homogenisierungspolitik eine einheitliche Verteidigungsstrategie entgegenzusetzen. Während sich Anhänger der sogenannten Altsachsen für eine verstärkte Isolierung aussprachen, versuchten Mitglieder der jung-sächsischen Bewegung, den Schaden durch Verhandlungen mit den Machthabern in Budapest zu begrenzen. Diese Unterschiede führten schließlich zur Gründung der kompromissbereiten Schwarzen bzw. der konfrontativ gesinnten Grünen Partei.

Die Versetzung des Schauplatzes in die Zeitphase um 1880 bietet die Möglichkeit zu einem erfolgreich ausgetragenen narrativen Experiment. Der erfahrene Pädagoge Meschendörfer verwendet die Ereignisse im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert, um sein zeitgenössisches Publikum der Zwischenkriegszeit an die Gefahren der Zwietracht und Assimilation zu erinnern. Während die Handlung des Romans größtenteils in Kronstadt, d.h. in der zweitgrößten und daher repräsentativen sächsischen Ortschaft stattfindet, richtet sich die historische Aussage an die gesamte deutsche Gemeinschaft Siebenbürgens. Im Mittelpunkt des Geschehens steht ein überempfindlicher und ichbezogener Junggeselle namens Fritz Kraus, der im Alter von sechzig Jahren sein bisheriges Leben beschreibt. Geprägt wurde seine Heimatliebe durch umfangreiche Jugendlektüren und nicht zuletzt durch Erzählungen seines Vaters, die ein idealisiertes Bild einer florierenden Stadt mit einstmalig deutscher Bevölkerungsmehrheit (Meschendörfer 1984: 37), mit einem leistungsstarken Zunftwesen, mit sorgfältig aufrechterhaltenen Verteidigungsanlagen gegen Einbrüche aus dem Südosten und mit vorbildlicher Eintracht unter den Bürgern vermitteln. Er bekennt sich zu seiner Identität

als Angehöriger einer alteingesessenen Patrizierfamilie in seiner Heimatstadt und verleiht seinem Stolz mit den programmatischen Aussagen „[d]as Schönste im Leben ist die Erinnerung“ (Meschendörfer 1984: 5) sowie „[w]ohl dem, der seine Ahnen rühmen kann“ (Meschendörfer 1984: 29, 35) Ausdruck. Alterstypische Konflikte und Demütigungen im Kreise seiner Spiel- und Schulkameraden kann er zeitlebens nie überwinden und misstraut daher jeder Art Bündnis, geschweige denn Freundschaft mit seinen Mitbürgern in Kronstadt. Studienaufenthalte in Straßburg und Heidelberg erbringen zwar in akademischer Hinsicht reichlichen Gewinn, erinnern aber den Erzähler an seine Stellung als Gaststudent, der von der studentischen Bevölkerung vor Ort als „exotische Pflanze“ und als „Siebenbürgischer Rüpel“ bespöttelt wird (Meschendörfer 1984: 143). Desillusioniert durch die einseitig theoretische und zugleich engherzig philologische Ausrichtung des akademischen Betriebs auf reichsdeutschem Boden, die er unverblümt als „deutsche Gelehrsamkeit mit Fliegenschiß“ (Meschendörfer 1984: 156) bezeichnet und entsetzt über die „läppischen Antisemiten“ in der Studentenschaft (Meschendörfer 1984: 156) kehrt er unverzüglich nach der Todesbotschaft seines Vaters nach Siebenbürgen zurück. Durch Häufung von vorwiegend ehrenamtlichen Positionen zeigt er eine besondere Einsatzbereitschaft für Kronstadt, seine freiwillige öffentliche Tätigkeit in einzelnen Organisationen zeigt aber keine greifbare positive Auswirkung auf die Gemeinschaft. In der Doppelrolle des etablierten Patriziers und eines unparteiischen Beobachters bietet er eine Bestandsaufnahme über die Belange der sächsischen Ethnie mit Kronstadt im Mittelpunkt. Dies geschieht im Rahmen von tagebuchartig erzählten Geschehnissen im Leben der Stadt, wobei die Chronologie immer wieder durch eingeblendete Erinnerungen und eingefügte, nicht selten selbstbemitleidende Aufzeichnungen unter Verwendung der Bewusstseinsstromtechnik unterbrochen wird.

„Die Stadt im Osten“ reiht sich in die reichen Traditionen des deutschsprachigen Stadtrömans ein. Begebenheiten und atmosphärische Schilderungen in den mittelalterlichen Gassen wie die Schwarzgasse und Burggasse (Meschendörfer 1984: 41), um die Schwarze Kirche, um das Katharinentor, in den alten Gastwirtschaften, an der alten Stadtmauer sowie am Zinnenberg bieten ein erstklassiges landeskundliches Erlebnis und bestehen sogar den Vergleich mit den Stadt- und Bezirksschilderungen mitteleuropäischer Autoren aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem Format von Heimito von Doderer aus Wien oder Johannes Urzidil aus Prag. Von Klassikern dieser Gattung wie Thomas Manns „Buddenbrooks“, Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“, Heinrich Manns „Die kleine Stadt“ sowie von Joseph Roths „Hotel Savoy“ hebt sich „Die Stadt vom Osten“ durch die minderheitsspezifische und zugleich über die Stadtgrenzen hinausgehende, d.h. auf eine gesamte Ethnie erweiterte Themenwahl ab (Langenbucher 1932: 405). Thematisch ließe sich Meschendörfers Werk am besten mit

Lion Feuchtwangers zeitgenössischem Schlüsselroman „Erfolg: Drei Jahre Geschichte einer Provinz“ aus dem Jahre 1930 vergleichen, der ebenfalls über das unmittelbare Ballungsgebiet München hinausgeht und sich mit den politischen Verhältnissen auf dem gesamten bayrischen Staatsgebiet auseinandersetzt. Erzähltechnisch erinnert „Die Stadt im Osten“ nicht zuletzt an Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, die vom Pariser Schauplatz ausgehend einzelne Episoden aus dem Leben des Erzählers wiedergeben.

Doch ehe die Zukunftsängste um die sächsische Ethnie artikuliert werden, kommt es zu einem Rückblick auf die reichen historischen und kulturellen Traditionen des Deutschtums in Siebenbürgen unter dem oben zitierten Motto „[w]ohl dem, der seine Ahnen rühmen kann“ (1984: 29, 35). In der Darstellung des Erzählers zeichnen sich die Kronstädter durch besondere Widerstandsfähigkeit aus, die sie in ihrer siebenhundertjährigen Geschichte, umringt von Nachbarvölkern und heimgesucht durch Raubzüge, entwickeln mussten. Als besonders standhaftes und überlebensfähiges Volk erwiesen sie sich bei Anfechtungen wie den mongolischen und türkischen Einbrüche, den wiederholten ungarischen Besatzungen, den Gewalttaten des berüchtigten österreichischen Generals Antonio Caraffa sowie der Brandstiftungen durch kaiserliche Truppen. Von diesen historischen Grundlagen aus soll sich ein ortsgebundener Menschenschlag mit besonderem Kampfgeist und Lokalpatriotismus, aber auch mit Neigung zur Abriegelung, gar zur sprichwörtlichen Einigelung herausgebildet haben. Die andauernden Turbulenzen in der Völkerschar seit der Gründung der Stadt um 1200 haben, so die Überlegungen von Fritz Kraus, die Bevölkerung vor Ort immer wieder dezimiert, zugleich aber eine identitätsstiftende und -stärkende Wirkung ausgeübt.

...dies ist nicht eine Stadt wie Zittau oder Mannheim oder Elberfeld, dies ist eine ganz besondere Stadt. Was hier auf diesem Boden wuchs, mitsamt dem Menschen, wurde nicht von einer Fabrik geliefert [...] an so einem Kronstädter Häuptling hat unser Herrgott vielleicht tagelang geschnitzelt. Und die Menschen sind hier mit ihren Einrichtungen so verfilzt und ineinander gewachsen wie Korallentierchen auf dem Rücken von tausend anderen. Jeder Wirbel in der Flut geht auch durch mein Gehäuse. (Meschendorfer 1984: 286 f.)

Kampfgeist und Solidarität sind natürlich nicht die einzigen Charakterzüge, durch die sich die Sachsen in der Vergangenheit auszeichneten. Ohne diese Tugenden war ja keine einzige Ethnie imstande, den Drangsalen des südosteuropäischen Raums standzuhalten, wobei die Sachsen, genannt im Roman „das kleinste Volk Europas“ (Meschendorfer 1984: 25), wegen ihrer geschichtlichen Kontinuität, die um die Entstehungszeit des Romans über siebenhundert Jahre umfasste, besondere Anerkennung verdienen. Ein weiterer Vorteil, den die Sachsen in der transsilvanischen Völkergemeinschaft auch noch im neunzehnten Jahrhundert genossen, bestand in den außerordentlich starken Traditionen von Schulung und Bildung, die spätestens

nach der Reformation unter Obhut der Evangelischen Kirche alle Schichten der deutschsprechenden Bevölkerung umfassten mit einer auch nach westeuropäischen Maßstäben beeindruckenden Alphabetisierungsrate. Über Leistungen in der Bücherproduktion, in Städte- und Kirchenbau, auf dem Gebiet der Historiographie und Theologie, in der schöngeistigen Literatur bzw. Volksdichtung sowie in Musik und den bildenden Künsten sprachen sich Besucher und Reisende sowohl aus dem deutschsprachig-westeuropäischen Raum, als auch aus den englischsprachigen Ländern schon immer mit größter Anerkennung aus (Gerard 1888: I 18). Freilich profitierten von der produktiven Arbeit von Einrichtungen wie Buchdruckereien und Verlagsanstalten nicht nur die deutschen Einwohner Siebenbürgens, sondern fast sämtliche anderen Völker der Region, und die Gründung der unitarischen Konfession, die unmittelbar die weltweit erste Erklärung der Religionsfreiheit in Thorenburg im Jahre 1568 vorbereitete, ist auch einem sächsisch-stämmigen Pastor namens Franz David alias Ferenc Dávid zu verdanken.

Bei allem Stolz auf die ehrenvolle Vergangenheit vermittelt der Roman allerdings den Gesamteindruck, dass die Sachsen des späten neunzehnten Jahrhunderts ihren eigenen Traditionen nicht mehr gewachsen sind. Wie bereits erwähnt und von Balogh (2008: 127 f. und 2009: 259), Bergel (1983: 67), Motzan (1984: 324 f.) und Knopp (1993: 200) bestätigt, wird die Kontinuität von siebenhundert Jahren vorerst durch die abnehmenden Geburtenraten gefährdet, die von einem mangelnden Überlebenswillen zeugen. Symptomatisch für dieses Verhalten ist die Entscheidung des Erzählers selbst, keine Familie zu gründen und sich mit gelegentlichen Liebesaffären zu begnügen, insofern sich diese in der sächsischen Enklave vor Ort geheim halten lassen. Für die Abwanderung nach Budapest, Wien, Deutschland oder gar nach Amerika hat der Erzähler erst recht kein Verständnis und betrachtet dies als Verrat an der Heimat. Jährliche Festzüge der kinderreichen rumänischen Bevölkerung der Vororte Kronstadts mit einzigartigen folkloristischen Kulissen deuten darauf hin, dass sich die ethnischen Mehrheitsverhältnisse bald und unwiderruflich zugunsten der Rumänen und auf Kosten sowohl der Deutschen als auch der Ungarn ändern werden, wobei die Billiglöhne, mit denen sich rumänische Handwerker zufrieden geben, langfristig den sächsischen Wohlstand untergraben. Im Tone resignierter Trauer wird der Siedlungen gedacht, wo sich die Einwohner zwar noch zur Lutherischen Kirche bekennen, das Deutsche jedoch zugunsten des Rumänischen aufgaben.

Noch besorgniserregender als die schrumpfende Bevölkerungszahl ist der Wandel des Kulturbewusstseins im städtischen Mittelstand. Lektüren, Leseabende und Diskussionen mit führenden Vertretern der deutschen und österreichischen Moderne, der klassischen russischen Prosa und der zeitgenössischen skandinavischen Literatur im Mittelpunkt erwecken ebenso den Eindruck einer lebendigen Gemeinschaft im Gleichschritt mit dem kulturellen Geschehen

in westeuropäischen Ländern wie die Konzertabende mit sozusagen sämtlichen Komponisten der romantischen und klassischen Musik. In Anbetracht des regen kulturellen Lebens ist Edith Konradts Charakterisierung Kronstadts als „Provinzstadt“ (1987: 262) kaum beizustimmen. Freilich mangelt es nicht an Bildungsvereinen, Lesegruppen, poetischen Wettbewerben und künstlerischen Veranstaltungen mit Teilnehmern aus unterschiedlichen Generationen und mit reger Beteiligung von Gymnasiasten der Stadt. Doch solche Vereinigungen können das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Sachsen nicht mehr aufrechterhalten, geschweige denn stärken. Statt ihre Wissbegierde zu befriedigen, nehmen die meisten Besucher die kulturellen Veranstaltungen größtenteils wahr, um sich individuell hervorzutun, unproduktive Rivalitäten einzugehen oder gar die eigene Karriere in die Wege zu leiten wie beispielsweise das Malertalent Möckel, das seine Heimatstadt zugunsten lukrativer Aufträge und Auslandsstipendien durch die ungarische Regierung aufgibt. Klassisch-humanistische Bildung wird auch im traditionsreichen Unterrichtswesen zunehmend durch mechanische, dem positivistischen Zeitgeist des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts angepasste Paukerei ohne nachhaltige Lernerfolge ersetzt, und die Reaktionen der Schülerschaft reichen von den altbewährten Mogeleyen beim Abitur bis zur „völligen Apathie“ (Meschendörfer 1984: 115) und einem Brechanfall seitens des Erzählers nach bestandener Reifeprüfung. Die Gruppenreise nach Griechenland mit Beteiligung der Abiturienten fällt zwar im Urteil strengerer Kritiker aus dem erzählerischen Rahmen des Romans (Motzan 1984: 326), bietet andererseits eine willkommene Abwechslung zum Klima der Bildungsmüdigkeit vor Ort nebst einem Kulturerlebnis an den Schauplätzen des klassischen Altertums.

Ein außerordentlicher Anlass zur Bestandsaufnahme und zur Besinnung auf die kulturelle Erbschaft bietet sich bei der jährlichen Feier im Andenken an den siebenbürgischen Reformator Johannes Honterus (1498-1549) zum Abschluss des Schuljahres, die durch das städtische deutsche Gymnasium organisiert wird und die gesamte sächsische Gemeinde mit Besuchern aus den umliegenden Ortschaften zur Teilnahme einbindet. Der glanzvolle Einzug einzelner Vereine und „immer neuer Volksmassen“ (Meschendörfer 1984: 92) bietet ein Bild des Burgfriedens, ja der anhaltenden Eintracht, zieht sogar Beobachter rumänischer und ungarischer Nationalität in seinen Bann und bietet heute noch eine erstklassige ortsgeschichtliche Lektüre. Bei der Beschreibung der streng geordneten versammelten Sachsenschaft, die „in althergebrachten Formen sich zusammentut zu einem königlichen Spiel, das Prachtentfaltung mit erhabenem Ernst vereinigt“ (Meschendörfer 1984: 92) und des „Meeres von ... lachenden, funkelnden, flackernden, glühenden Augen Kronstadts“ (Meschendörfer 1984: 92 f.) sowie bei der Wiedergabe des „aus den vielen Tausend Kehlen wie ein feierliches Morgenopfer zum blauseidenen Himmel emporsteigenden Gesangs“ (Meschendörfer

1984: 92) zeichnet sich Meschendörfer als Erzähler von besonderer stilistischer Einbildungskraft aus mit reichhaltigem, wenn auch zuweilen zum Pathos neigendem Einsatz von Wortschöpfungen, Licht-, Klang- und Kontrasteffekten. Zum traditionellen Höhepunkt des Honterusfestes erhebt sich der Rektor der Bildungsanstalt zur feierlichen Ansprache, um die Anwesenden nach dem Prinzip „noblesse oblige“ auch über den Feiertag hinaus in die Pflicht zu nehmen:

Seit siebenhundert Jahren steht in den Bergen dieses Landes ein einsamer Baum: eine knorrige Eiche mit hundert eigenwillig gebogenen Ästen; die Krone zerspalten mit feurigen Blitzen, die Wipfel zerrissen von ungezählten Stürmen. In dem letzten Jahrhundert hat dichtes Moos seinen Stamm bekleidet; ... *ihr*, liebe Schüler und Schülerinnen, seid der Schmuck, den der sächsische Lebensbaum anlegt, und auf euch richtet sich stets der prüfende Blick: wie lange wird es mit ihm noch dauern?“ (Meschendörfer 1984: 94)

Doch wird der sorgfältig vorbereiteten rhetorischen Frage des Rektors, der in seinem Auftritt und seiner rigorosen und zugleich wohlwollenden Art an den Schulmann Meschendörfer erinnert, höchstens dienstwilliges Gehör, aber keine teilhabende Aufmerksamkeit geschenkt, und die erhofften Treuebekenntnisse seitens der Zuhörer sind erst recht nicht wahrzunehmen. Nach Erklären der Sächsischen Hymne „Siebenbürgen, Land des Segens“ ufert das Gedenkfest zu einem Gelage mit nahezu schlemmerhaften, ja bacchantischen Zügen aus, wobei die anwesenden Kronstädter eher als individuelle Gäste und weniger als Mitglieder einer engen Gemeinschaft auftreten und nach ausgiebigem Verzehr von Speis' und Trank „mächtig auf dem Bauch oder am Rücken atmen, in die regungslosen Äste starren, den blauen Himmel und die Musik, die verführerisch aus der Tiefe heraufklingt, trinken“ (Meschendörfer 1984: 96). Gehört das Honterusfest mit seinen ansehnlichen Kulissen zu den spektakulärsten Episoden von Meschendörfers Kronstädter Chronik, so zeigt es auch, dass die Teilnehmer dem Andenken ihres großen Reformators und Schulgründers weder im Alltag noch bei Festlichkeiten völlig Ehre machen können oder wollen.

Kann das Bildungswesen seine integrierende Aufgabe nicht mehr so erfolgreich wie in den Glanzzeiten der Sachsen wahrnehmen, so ist die traditionsreiche Evangelische Kirche erst recht nicht in der Lage, diesen Auftrag zu erfüllen. Spätestens seit der Reformation ging die siebenbürgisch-deutsche Kirche über ihre primäre spirituelle Bestimmung hinaus und verrichtete eine unentbehrliche identitätsstiftende und -bewahrende Funktion im Dienst ihrer Ethnie. Schlicht formuliert ist die Kirchenorganisation im Allgemeinen und die legendäre Kronstädter Schwarze Kirche im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert „keine Glaubenskirche“, sondern „die *sächsische* Kirche“ (Meschendörfer 1984: 64). Regionale mittelalterliche Kirchenbauten und -burgen mit ihrer urwüchsigen Architektur und den Meisterstücken altdeutscher Orgelbaukunst bieten im Roman sowohl den

Einheimischen als auch den auswärtigen Besuchern nach wie vor ein einmaliges atmosphärisches Erlebnis. Doch verwandelt sich die Volkskirche in Meschendorfers zeit- und kulturkritischer Diagnose im späten neunzehnten Jahrhundert von einer Einrichtung im Dienste des Volkes zu einem Sprungbrett zum individuellen beruflichen Aufstieg. Freilich nehmen die insgesamt etwa 250 Lutherischen Pastoren seit eh und je einen hohen und ehrenwerten Rang in der gesellschaftlichen Hierarchie ein mit entsprechend großzügiger Besoldung durch ihre Gemeinden. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird aber die Kirchenorganisation zunehmend von ungezügelt Karriere machern unterwandert, die das Pfarramt zum Aufbau von Machtpositionen und materiellen Vorteilen ausnutzen. Als eklatantes Beispiel dazu dient der Aufstieg und Fall von Harald Hofer, dem Sohn eines zugewanderten österreichischen Bierbrauers, der das sächsische Bischofsamt, d.h. die höchste klerikale Würde bei den siebenbürgischen Lutheranern anpeilt auf Kosten seiner evangelisierenden und seelsorgerischen Pflichten. Privilegiert durch ein theologisches Studium in Berlin und gesegnet mit einem außerordentlichen rhetorischen Talent beseitigt Hofer hemmungslos sämtliche eingebildeten und tatsächlichen Hindernisse, die seinen Aufstieg gefährden oder auch nur verlangsamen und trennt sich dabei sogar von seiner Verlobten Hilde, um sich mit einem reichen Kronstädter Heiratsmädchen zu vermählen. Als jedoch Hofer die Wahl zum Kronstädter Stadtpfarramt, das eine wichtige Vorstufe zur Bischofswürde bildet, unter verschwörerischer Mitwirkung des mit ihm zeitlebens rivalisierenden Erzählers Fritz Kraus um eine einzige Stimme verliert, erleidet er einen Nervenzusammenbruch und wählt zum Entsetzen seiner Verbündeten und Gegner den Freitod. Ermüdung unter den Gläubigen, eigennützig und machtbesessene Würdenträger, Kandidaten, die beim ersten Rückschlag die Flucht ergreifen sowie intrigierende ehrenamtliche Mitarbeiter im Hintergrund setzen sich zu einem nicht gerade schmeichelhaften Bild einer politisierten und teilweise säkularisierten Kirche mit „erstarrtem Christentum“ (Meschendorfer 1984: 139) zusammen. In diesem Zustand der Zerstrittenheit und der Grabenkämpfe bestätigt die Kirche wie keine andere sächsische Institution die These András Baloghs, wonach Meschendorfers Roman ein Fallbeispiel für die moderne Spaltung zwischen dem Individuum und dem Gemeinwesen bietet mit einer Elite, die keine oder zumindest eine verringerte Verpflichtung dem Volk gegenüber zeigt (Balogh 2009: 258).

Natürlich bleibt die Lockerung von kulturellen Eckpfeilern wie Schule und Kirche nicht ohne destabilisierende Wirkung auf das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Sachsen. Statt lang anhaltender Freundschaften werden höchstens strategische Zweckbündnisse geschlossen. Wie Fritz Kraus in einem seiner Selbstgespräche bitter anmerkt, „greift man nach Menschen“ „in diesem abgekühlten Milieu“ ewig vergebens (Meschendorfer 1984:134). Bei Versammlungen der zahlreichen Vereine vor Ort werden konkrete Ergebnisse selten erzielt, und oft

wird in den langwierigen Beratungen aneinander vorbeigeredet. Individualismus und Selbstsucht machen sich sogar bei den mit Meschendörfers Galgenhumor beschriebenen Bestattungsfeiern bemerkbar, die nicht nur zum Genuss von Tafelfreuden, sondern auch zur materiellen Bereicherung durch Versteigerung von Besitzgegenständen des Verstorbenen Anlass bieten (Meschendörfer 1984: 34 f.) Auch in der lebenswichtigen politischen Interessenvertretung im mitteleuropäischen Völkerkonglomerat kann die schrumpfende siebenbürgisch-deutsche Gemeinschaft keine Einigkeit demonstrieren. Eine gemeinsame Plattform wäre im überheizt nationalistischen Klima des späten neunzehnten Jahrhunderts mehr als je erforderlich, die sächsische Volksgruppe zerspaltet sich jedoch gerade zu dieser Zeit in eine Fraktion genannt Schwarze Partei, die den Kompromiss mit der ungarischen Regierung sucht, und in eine Abteilung genannt Grüne Partei, die jegliche Zusammenarbeit mit den Machthabern in Budapest ablehnt. Die ungeklärten Verhältnisse ermöglichen letzten Endes den Aufstieg von untauglichen Abgeordneten, die über keine ungarischen Sprachkenntnisse verfügen, jedoch ihre sächsischen Landsleute im Budapester Parlament vertreten wollen.

In diesem Klima der Uneinigkeit und des „Parteihasses“ (Langenbacher 1932: 405) musste sich der junge und übereifrige ungarische Staat der Strategie „Teile und herrsche“ gar nicht bedienen, um ihren Zielen der Assimilierung näherzukommen. Berichtet wird im Roman über die oben erörterten Maßnahmen in der Zeitspanne zwischen 1868 und 1890, die den Gebrauch der magyarischen Sprache auf Kosten anderer Sprachen im öffentlichen Dienst und insbesondere im Schulwesen vorschreiben und dadurch die jahrhundertelange sächsische kulturelle Autonomie gefährden. Mitglieder des etablierten sächsischen Mittelstandes Kronstads im Umfeld von Fritz Kraus betrachten dies als Verrat durch einen Staat, den sie jahrhundertlang vor feindlichen Einbrüchen geschützt und dazu „seit jeher“ mit „blutigsten Steuern“ (Meschendörfer 1984:187) unterstützt haben. Die vom Hauptanwalt der Landeskirche dargelegte Vision, „nimm einem Volk die Sprache und du nimmst ihm alles“ (Meschendörfer 1984:187), mag aus heutiger Sicht überladen, ja unheilverkündend erscheinen, bezeugt aber zugleich die Verzweiflung und Ratlosigkeit, mit der die Vorstöße der ungarischen Kulturpolitik empfangen wurden. Die kritische Schilderung solcher zweifelsohne unerfreulichen Entwicklungen hätte an Aussage- und Überzeugungskraft gewonnen, wäre auch die offizielle ungarische Seite zu Wort gekommen, um ihre Gründe der Kulturpolitik zu erläutern mit Berufung auf die jahrhundertelange existenzgefährdende Besatzung durch die Osmanen und später durch die Habsburger. Statt etwa Regierungsbeamten vor Ort oder aus Budapest Gehör zu schenken, lässt Meschendörfers Erzähler einen Gutsbesitzer auftreten, der sich als Folge der ungarischen Zentralisierungspolitik das Aufkommen eines gesichtslosen dystopischen Menschenkonglomerats erhofft und dies sogar als Fügung des Schicksals postuliert. Wie

überhaupt die sporadischen Bemerkungen über die „angenehm lebendigen“ und beizeiten „ganz kindischen“ (Meschendörfer 1984: 309) ungarischen Mitbewohner Siebenbürgens kaum über stereotypische Bemerkungen hinausgehen, ist dieser junker-ähnliche Kleinadlige an Unwissen und Anmaßung nicht zu übertreffen:

Am liebsten saugten wir Ihr Völkchen so auf, daß Ihre eigenartige Kultur auf uns überginge. Nachdem das nun nicht möglich ist, versuchen wir eine Kreuzung. Unser Herrgott wird mit dem neuen Produkt nicht weniger zufrieden sein! (Meschendörfer 1984: 253)

Am Ende des Romans in einer Art Anhang verlässt Meschendörfer die im neunzehnten Jahrhundert stattfindende Binnenerzählung und ergreift selber das Wort anstelle von Fritz Kraus, um die Begebenheiten nach dem Ersten Weltkrieg zu reflektieren. Seine Sorgen gelten der politischen Situation, die sich nach dem Anschluss Siebenbürgens an das rumänische Altreich im Sinne der Versailler Friedensverträge entwickelte. Statt nach Kriegsende einen Neuanfang zugunsten aller Völker Rumäniens in die Wege zu leiten, ergriff die Regierung eine Reihe von Maßnahmen, die sich ungünstig für die Minderheiten des Landes, insbesondere für die Deutschen und Ungarn auswirkten. Beanstandet werden ferner die Gleichgültigkeit und Scheinheiligkeit, mit denen die Länder und Regierungen Westeuropas und Nordamerikas das Schicksal ostmitteleuropäischer Völker und insbesondere die verwickelte Situation der Minderheiten dort behandeln. Der sarkastische Hinweis auf die Lippenbekenntnisse zu den Menschenrechten bezieht sich wohl auf Woodrow Wilsons nie durchgeführte Grundsätze der Selbstbestimmung der Völker. Fällt der Weckruf aus dem eigentlichen erzählerischen Rahmen des Romans, so verleiht er einem das Leben von leidgeprüften ostmitteleuropäischen ethnischen Minderheiten nicht selten mitbestimmenden Gefühl der Bedrohung und Schutzlosigkeit glaubwürdigen Ausdruck:

Am 1. Dezember 1918 strömen in Karlsburg hunderttausende rumänische Bauern zusammen, verkünden unter Freudentränen den Anschluß an das Mutterland und verpflichten sich feierlich ihren Brüdern, den Sachsen und den Magyaren, alle Rechte zu geben [...]. Ein paar Jahre später ist alles vergessen. Die sächsischen und magyarischen Beamten, Juristen, Techniker und Ärzte sind aus allen wichtigen Ämtern verschwunden, die Kirchen und Schulen haben ihre jahrhundertelangen Rechte verloren [...] Die Weltmächte aber [...] lecken sich ihre Kriegswunden und verdauen ihre Beute. Sie sind gut gelaunt, denn ihnen ist der glänzendste Witz der Weltgeschichte gelungen: das Selbstbestimmungsrecht der Völker. (Meschendörfer 1984: 310)

Meschendörfers Warnungen vor Erschlaffung und Selbstsucht in den eigenen Reihen sowie vor der Bedrohung durch auswärtige Entwicklungen ließen von Zeit zu Zeit den Verdacht nationalsozialistischer Verstrickung aufkommen (Motzan 1984: 320f). Bei der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit Meschendörfer

bei der Arbeit seines Kronstädter Romans ins Fahrwasser der nationalsoziologischen Ideologie geriet, muss man die eigenen Absichten des Verfassers und seine Vereinnahmung durch die Kulturpolitik des „Dritten Reiches“ auseinanderhalten. Edith Konrad spricht beispielsweise von „Schlagworten des aufkommenden Nationalsozialismus“ (1997: 268), ohne diese Einschätzung im Einzelnen zu belegen. Gemeint sind vermutlich Formulierungen wie „Volkskörper“ (Meschendörfer 1984: 37), „germanische Eiche“ (Meschendörfer 1984: 53) „Volksgenossen“ (Meschendörfer 1984: 81, 186), der „unsichtbare Panzer des sächsischen Volkskörpers“ (Meschendörfer 1984: 177) sowie „die kampfdurchtobten Jahrhunderte“ (Meschendörfer 1984: 37), die sicherlich im nationalistischen (und nicht nur unter den Sachsen vorherrschenden) Zeitgeist der zwanziger und dreißiger Jahre geprägt wurden, eine Tendenz zum Pathetischen, sogar Kitschigen zeigen, jedoch keine Anlehnung an die Blut-und-Boden-Romantik in „Reichsdeutschland“ suchen. Die wohlmeinende Bekundung von Sorgen um eine ethnische Minderheit unter Dauerdruck mit der menschenverachtenden Ideologie und der demagogischen Rhetorik der Nationalsozialisten zu vergleichen, würde jedem Anspruch auf Gerechtigkeit und Objektivität Hohn sprechen. Unfair wäre so ein Urteil auch schon allein deshalb, weil Meschendörfer in diesem Roman keine Überlegenheit anderen siebenbürgischen Völkern gegenüber beansprucht und sich an anderer Stelle über die eigene sächsische Volksgruppe überwiegend recht kritisch ausspricht („Der Zeit widerstanden“, 1985). Erwartungen auf politische Unterstützung oder materielle Hilfe durch die Weimarer Republik im Allgemeinen oder durch die aufkommende nationalsozialistische Bewegung im Besonderen werden auch nicht ausgesprochen. Von einem Engagement als „chauvinistischer NS-Akteur“, das Alexander Ritter dem Verfasser der „Stadt im Osten“ vorwirft, kann daher keine Rede sein (2004: 306). Wie Peter Motzan (1984: 321 f.) und Stefan Sienerth (2003: 105 f.) jeweils nachgewiesen haben, trägt Meschendörfer keine Schuld daran, dass sein Roman mit einem osteuropäischen Schauplatz durch die nationalsozialistische Propaganda entdeckt und anschließend ausgebeutet wurde. Er meldete sich mit diesem Buch zu einer Zeit, als die auslandsdeutschen Enklaven und auch ihr belletristisches Schaffen im „Dritten Reich“ zunehmend an strategischer Bedeutung gewannen, indem sie die Expansionspläne nach Osteuropa rechtfertigen bzw. vorbereiten sollten. Ermöglicht wurde die Herausgabe der „Stadt im Osten“ beim Münchner Verlag Langen-Müller erst durch eine positive Besprechung des – anfangs – regimetreuen Schriftstellers Hans Grimm (Sienerth 2003: 101), und weitere Kritiker wie Helmut Langenbucher überhäuften den Verfasser unerbeten mit Lob für seinen Einsatz in Diensten der „deutschen Art und Volkskraft“ am östlichen Rande des Kontinents (Langenbucher 1932: 405). Fest steht allerdings, dass der äußerst ehrgeizige Meschendörfer in den späten dreißiger Jahren die Ehrungen unter Schirmherrschaft der NS-Kulturpolitik wie die

Doktorwürde der Deutschen Akademie zu Breslau (1937) sowie die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft (1937) nebst Einladungen zu Vortragsreisen ohne Bedenken annahm, allerdings sich nach Ausbruch des Krieges aus der Öffentlichkeit in Deutschland zurückzog. Sein Engagement in Deutschland bietet ein kurioses Beispiel für die Dilemmas und Versuchungen, denen die Kunstschaffenden zu Zeiten politischer Unterdrückung ausgesetzt sind, kann aber für die Beurteilung eines vorwiegend in den zwanziger Jahren entstandenen Romans nicht berücksichtigt werden.

Entstanden ist „Die Stadt im Osten“ nicht im Geiste der Schwarzmalerei oder gar Deuschtümelei, sondern in der Hoffnung, innerhalb der osteuropäischen Völkervielfalt auch die deutsche Komponente zu bewahren. Langfristig hat Meschendörfer mit seinen Warnungen und Voraussagen in seinem Roman völlig Recht behalten. Von den schweren Verlusten im Zweiten Weltkrieg und den darauffolgenden Deportationen konnten sich die Siebenbürger Sachsen nie erholen, und nach mehreren Auswanderungswellen verabschiedeten sie sich 1990 endgültig aus ihrer Geschichte von beinahe achthundert Jahren. Dieser Exodus erwies sich als schwerer kultureller, sprachlicher und auch wirtschaftlicher Verlust für sämtliche Mitglieder der siebenbürgischen Völkerlandschaft. Die von Meschendörfer beschriebenen Sorgen und Verfallserscheinungen bieten beachtenswerte Lehren an alle Völker und Minderheiten, die ihre Identität auch unter den Umständen der modernen Globalisierung behalten wollen. Insgesamt bietet „Die Stadt im Osten“ auch heute noch einen landeskundlich und kulturgeschichtlich höchst erbaulichen Einblick in das osteuropäische Milieu und erleichtert unser Verständnis der komplexen multiethnischen Vergangenheit der Region.

Literaturverzeichnis

- Balogh, András (2008): Studien zur deutschen Literatur Südosteuropas. Klausenburg: Universitätsverlag. (Klausenburger Beiträge zur Germanistik 3)
- Balogh, András (2009): Biographie, Individuum und Kollektiv im Kronstadt-Roman des Adolf Meschendörfer. In: Kurdi, Imre (Hg.): Konnte Rilke radfahren? Die Faszination des Biographischen in der deutschen Literatur. Gedenkschrift für Ferenc Szász. Frankfurt a.M./Berlin: Peter Lang, S. 253-262.
- Bergel, Hans (1983): Gestalten und Gewalten. Südöstliche Bilder und Begebenheiten. 2. Aufl. Innsbruck: Wort und Welt.
- Der Zeit widerstanden. Neuer Weg, 16. Febr. 1985.
- Fischer-Galați, Stephen (1970): Twentieth Century Rumania. New York/London: Columbia University Press.
- Gerard, Emily (1888): The Land beyond the Forest. Facts, Figures, and Fancies from Transylvania I-II. Edinburgh: Blackwood.

- Klein, Karl Kurt (1926): Ostland Dichter. 10 literarische Bildnisstudien siebenbürgisch-sächsischer Dichter der Gegenwart. Kronstadt: Klingsor.
- Knopp, Wolfgang (1993): Adolf Meschendorfers Facetten. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 2, S. 193-201.
- Konradt, Edith (1987): Grenzen einer Inselliteratur: Kunst und Heimat im Werk Adolf Meschendorfers (1877-1963). Frankfurt a.M./Berlin: Peter Lang.
- Langenbucher, Hellmuth (1932): Adolf Meschendorfer ‚Die Stadt im Osten.‘ In: Die neue Literatur 33 (9), S. 403-407.
- Meschendorfer, Adolf (1933): Corona I-II. Klausenburg: Erdélyi Szépművés Céh.
- Meschendorfer, Adolf (1982): Corona Roman. Bukarest: Kriterion.
- Meschendorfer, Adolf (1984): Die Stadt im Osten. Bukarest: Kriterion.
- Motzan, Peter (1984): Nachwort zu Adolf Meschendorfer, ‚Die Stadt im Osten‘. Bukarest: Kriterion, S. 317-331.
- Oliveira, Claire de (2011): ‘Autre est le chant des fontaines...’ Intégration et transformation de l’altérité dans l’*‘Élégie transylvaine’* d’Adolf Meschendorfer. In: *Études Germaniques* 66 (2), S. 479-489.
- Renz Mattair, Rachel (2012): Looking to Themselves: The Tension between Self-Reliance, Regionalism, and Support of Greater Romania within the Saxon Community in Transylvania 1918-1933. M.A. Central European University.
- Ritter, Alexander (2004): ‚Auslandsdeutsche Literatur‘ und nationalsozialistische Literaturpolitik. Adolf Meschendorfers Roman ‚Der Büffelbrunnen‘ (1935). In: Schwob, Anton/ Sienerth, Stefan/ Corbea-Hoisie, Andrei (Hg.): Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für George Guțu. München: Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, S. 303-42.
- Scherg, Georg (1979): Adolf Meschendorfer. In: Göllner, Carl/ Wittstock, Joachim (Red.): Die Literatur der Siebenbürger Sachsen in den Jahren 1849-1918. Bukarest: Kriterion. (Beiträge zur Geschichte der Rumänien-deutschen Dichtung).
- Sienerth, Stefan (1993): Das literarische Kronstadt (Siebenbürgen) zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Germanistik 3 (1), S. 48-60.
- Sienerth, Stefan (1994): Meschendorfer, Adolf. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 17. Berlin: Duncker & Humblot, S. 206-209. Zugänglich unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118831569.html>. (Letzter Zugriff: 9.5.2018)
- Sienerth, Stefan (2003): Adolf Meschendorfer und Heinrich Zillich im Literaturbetrieb des ‚Dritten Reiches‘. In: Markel, Michael/ Motzan, Peter (Hg.): Deutsche Literatur in Rumänien und das ‚Dritte Reich‘. Vereinnahmung – Verstrickung – Ausgrenzung. München: IKGS, S. 83-118. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 94).